Notices nécrologiques

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali**

Band (Jahr): **25 (1840)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

IX.

NOTICES NÉCROLOGIQUES.

1.

FRIEDERICH V. DÜRLER.

Die zürcherische naturforschende Gesellschaft verlor seit der Versammlung in Bern zwei ihrer Mitglieder, welche zugleich auch Mitglieder unserer grössern Gesellschaft waren; beide durch gleich unerwartete und gleich schreckhafte Zufälle. Beide obgleich in ihrer Laufbahn, so wie in ihren Ansichten und Bestrebungen im Allgemeinen sehr verschieden, hatten das gemein, dass sie vortreffliche und unerschrockene Bergbesteiger waren und nach dem Ziele strebten, einen bisher unerstiegenen und für unübersteiglich gehaltenen Berg zu besteigen, was aber nur einem von ihnen gelang. Es sind die beiden Hrn. Regierungsrath Dr. Hegetschweiler, und Friederich von Dürler von Luzern. Der erstere berühmter Botaniker und der andere Physiker. Beide verdienen durch ihre Bestrebungen die Naturgeschichte unsers Vaterlandes zu befördern ein ehrenvolles Andenken in den Annalen unserer Gesellschaft.

Herr *Friederich von Dürler* von väterlicher Seite aus einer ansehnlichen Familie von Luzern stammend, von mütterlicher aber von Zürich, ward geboren in Zürich im Jahr 1804 und erhielt seinen Unterricht in den Lehranstalten Zürichs. Zum Kaufmann bestimmt war sein Unterricht besonders auf

diesen Stand berechnet, in welchen er später wirklich eintrat. Aber verschiedene Umstände, vorzüglich auch die wenige Lust, welche er von jeher für diesen Stand hatte, vermochten ihn bald dem Comtoir Abschied zu geben und sich andern Beschäftigungen zu widmen, welche er in den letzten Jahren vorzüglich als Secretair der Armenpflege der Stadt Zürich fand. Eine Stelle, welche, da sie alle Zweige des städtischen Armenwesens befasst, ihren Mann vollkommen beschäftigt. Seine Mussestunden benutzte er zum Studium der Physik und er war ein Mitstifter und sehr thätiges Mitglied der vor einigen Jahren entstandenen antiquarischen Gesellschaft, wo er dann häufig Exkursionen in die umliegenden Gegenden machte, um antiquarischen Ausgrabungen beizuwohnen. Bei schöner Witterung aber bestieg er häufig den benachbarten Uto, und machte auch oft Ausflüge in die Alpen, als unermüdeter Fussgänger und unerschrockener Bergsteiger.

Im Jahr 1837 besuchte er mit seiner Mutter das Bad Stachelberg und da er von der gelungenen Ersteigung des Tödi durch einige Hirten hörte, so fasste er den kühnen Entschluss, die Ersteigung selbst zu versuchen und ausführen zu helfen, was bis dahin keinem gelungen war. Der um die Topographie Graubündens sehr verdiente Pater Placidus a Specha war der erste, der um das Jahr 1796 und später im Jahr 1822 mehrere, obgleich erfolglose Versuche zur Ersteigung des Riesenberges machte. Auch der selige Escher von der Linth, gewiss einer unserer besten Bergbesteiger, hatte deshalb einen vergeblichen Versuch gemacht und wäre dabei fast verunglückt, indem er in eine Gletscherspalte fiel, an dem quer gehaltenen Alpstock aber hängen blieb und glücklich gerettet wurde. Vergebliche Versuche machte in den Jahren 1819, 1820 und 1822 Herr Dr. Hegetschweiler. Diese fehlgeschlagenen Unternehmungen schreckten vor neuen Versuchen eine geraume Zeit ab. Doch bemühten sich im Jahr 1833 einige Hirten aus dem Linththal den Tödi

zu erklettern, und behaupteten, was sich aber nachher als irrig erzeigte, den Gipfel erstiegen zu haben. Im August 1837 verbreitete sich im Linththale das Gerücht, es seien wieder von einigen Thalleuten Versuche gemacht worden und am 19. August erschienen im Bade Stachelberg drei Hirten von den Akkordbergen, eine kleine Stunde hinter dem Dorf Linththal, welche in einfacher aber bestimmter Weise erzählten, es wäre ihnen gelungen, den Tödi zu ersteigen. Da Dürler gerade in Stachelberg war, so entschloss er sich sogleich in Gesellschaft dieser Männer nochmals einen Versuch zu machen, und wissenschaftliche Zwecke mit dieser Reise zu verbinden. Freitag den 18. August erschienen die Tödimänner, wie man sie nun nannte, abermals im Bade Stachelberg und Dürler machte nun alle Anstalten zur Reise. Jeder Badegast trug etwas dazu bei; schnell wurde eine grosse rothe Fahne verfertigt, Mundvorrath im Ueberfluss und nöthige Geräthe angeschafft, die Zeichen die man sich geben wollte verabredet, leider aber in der Eile und im Eifer das wichtigste, der Barometer, zerbrochen. Um drei Uhr Nachmittag trat Dürler mit seinen Gefährten Bernhard Vögeli, einem sechszigjährigen aber noch rüstigen Gemsjäger und Wildhauer; Gabriel Vögeli seinem Sohne und Thomas Theut, schlanken rüstigen und geübten Bergsteigern, den Weg nach der obern Sandalp an, welche sie auch mit Anbruch der Nacht erreichten. Badgäste und Freunde begleiteten die verwegenen Reisenden noch eine Strecke und beglückwünschten sie. Characteristisch für Dürler ist es, dass er die Gefahren der Reise einsehend, vorher sein Testament niedergeschrieben hatte, in welchem er jedem der begleitenden Hirten 100 fl. und der Schule im Linththal eine bedeutende Summe vermachte, wenn er umkommen sollte. Diese Legate wurden auch dieses Jahr nach seinem Tode ausbezahlt. Während der Nacht hörte man auf der Alp den donnernden Wiederhall der brechenden Gletscher, ein günstiges Zeichen schönen Wetters, und der Mond schien

prächtig. Schon um halb 1 Uhr brachen die Männer wieder auf. Ueber Schutthalden und Eisbänder, welche sich von dem oberhalb liegenden Gletscher nach dem untern Theil des Bisertenfirnes erstrecken, stieg man über die rothe Kisi auf's Bisertengrätli und von da an einer steilen Wand auf den Bisertenfirn hinunter. Hier wurden dann Fusseisen angeschnallt und Stricke hervorgezogen, mit welchen sich die Reisenden, je fünf Schritte von einander zusammenbanden. Den sich hoch aufthürmenden Firn fanden die Führer seit der kurzen Zeit, wo sie ihn besucht hatten, bedeutend verändert. Mit Hülfe der mitgenommenen Leiter, wurde der Gletscher überschritten. Am meisten Vorsicht war nothwendig, wo man auf den Kanten scharf zulaufender Eisrücken, welche sich zwischen dunkeln mit Wasser angefüllten Klüften erhoben, balancierend hinschreiten musste. Von dem Gletscher wieder auf ein schrundiges Schneefels trettend, nahten sie sich der gefährlichen Schneerose. Phantastisch gestaltete Eispyramiden starrten hier auf der einen Seite drohend die Wanderer an, Schneemassen, welche von Zeit zu Zeit herabstürzten, schreckten sie auf der andern. Um desto leichter entfliehen zu können, banden sie vom Seile sich los. Glücklich am Rande angekommen und ausser dem Bereiche der Schneestürze, machten sie bei einer sparsamen Quelle, der letzten, die sie bemerkt hatten, auf einem vorspringenden Felsenkopfe Halt und genossen hier eines ebenso seltenen als erhabenen Schauspieles, nämlich des Zusammenbrechens eines gewaltigen Eisgewölbes. Schauerlich war das Getöse, welches sich aus dem Chaos der gegen einander stossenden Trümmer verbreitete und an den Wänden der nahen Berge wiedertönte. Eine steile Felswand überschreitend gelangten sie nun zu einem hohen Eisvorsprung, den sie Petersrücken tauften, wo sie sich wieder zusammen banden und von der Leiter den letzten Gebrauch machten und diese dann im Schnee aufrecht gestellt zurückliesen. Nachdem mehrere

Spalten glücklich übersprungen waren, kamen sie zu einer ihrer Steilheit wegen schneelosen Felswand von röthlich gelber Farbe, an deren Fuss man, wie es die Hirten schon zweimal gethan hatten, vom Unwetter überrascht, die Nacht passieren kann. Hier sahen sie, welche grosse Veränderungen in den Gletschern oft in kurzer Zeit sich ereignen können. Es hatte sich eine etwa 60′ breite und furchtbar tiefe Spalte gebildet, welche bei der ersten Ersteigung, wie die noch sichtbaren Fusstritte zeigten, noch nicht vorhanden war. Dieses zeigt, wie unsicher in diesen Höhen auch schon begangene Pfade sind, wo man vor einem Tage leicht durchkommen konnte, kann dies schon am folgenden auch ohne Wetterveränderung nicht mehr möglich sein. Es zeigt sich aber auch, wie gross die Gefahren sind, welchen der kühne Bergwanderer sich aussetzt, da im Augenblick, wo er den Fuss auf festes Eis zu setzen glaubt, dasselbe einstürzen und ihn begraben kann. Eine Ersteigung, welche heute möglich war, kann in zehn Tagen vielleicht nicht mehr möglich werden. Der am Fuss des Gebirges wohnende bemerkt keine Veränderung. Fast in der Mitte des Gletscherthales, welches hier eine Viertelstunde breit sein mag und zwischen den Wänden des Tödi und den Bündnerbergen, steht ein Eishügel von etwa hundert Fuss Höhe, der das ganze Eismeer beherrscht, von welchem aus daher ein Gemälde entworfen werden könnte, welches in Absicht auf schauerliche Pracht des Gegenstandes einzig wäre. Auf diesem Hügel trafen die Reisenden die letzten Spuren organischen Lebens an. Es waren einige todte Libellen und Blätter, welche der Wind aus weiter Ferne hierher getragen hatte, und nicht weit davon sassen traurig zwei Krähen, welche über das Erscheinen lebendiger Wesen sehr verwundert schienen.

Von hier sich rechts wendend, kamen sie um 12 Uhr zur Einsattlung zwischen dem Tödi und Rusein oder der Bündnerspitze, sieben Stufen in die steile Firnwand und erreich-

ten so den Grat, von welchem sie in einer halben Stunde auf die Kuppenfläche und an den Ort gelangten, wo das erste Signal, welches der Wind zu Boden geworfen hatte, aufgepflanzt worden war. Die Aussicht auf dieser von andern Menschen als diesen Reisenden noch nie erstiegenen Höhe, war so wundervoll dass sie sich erst im Allgemeinen fassen mussten, ehe sie die einzelnen Gegenstände unterscheiden konnten. Zu ihren Füssen lagen von grossen Felsgräten umzäunt, weite Firnthäler, denen nach allen Seiten zackige Gletscher entströmten. Westlich erhoben sich die Häupter der Berneralpen, südlich die zahllosen Gipfel Graubündens, östlich die Tyrolerberge, nördlich die unabsehbaren scheinbaren Ebenen der nördlichen Schweiz und Süddeutschlands. Sehr schwer war es die einzelnen Gebirgshörner und Stöcke zu erkennen, da natürlich ihr Ansehen von dieser Höhe ganz anders erscheint, als aus der Tiefe. Sie wandten sich nun gegen das Linththal, um den dortigen Freunden die verabredeten Signale zu geben. Das ganze Thal lag deutlich vor ihnen, und man konnte vermittelst eines kleinen Fernrohres nicht nur die Häuser unterscheiden, sondern deutlich beobachten, wie nach gegebenen Zeichen mit der möglichst hoch geschwungenen Fahne, die Leute sich zwischen dem Dorfe und dem Badegebäude hin und her bewegten und in letzterem sich eine Menge Personen an die offenen Fenster drängten und die Altanen füllten. Nun wurde die Fahne in den Schnee gepflanzt, dann setzten sich die jüngern um das Schauspiel mit Musse zu geniessen, während der alte Gemsenjäger auf dem Schnee ausgestreckt behaglich schlief. Der Hunger war mit den mitgenommenen Speisen bald gestillt, dagegen konnte der brennende Durst, den die Bergleute sehr bezeichnend Hungerdurst nennen, kaum gestillt werden. Zur grossen Ueberraschung der Gesellschaft, flog ein Kohlmeisling (Papilio Brassicæ), vom Winde getrieben an ihr vorüber. Physische Beobachtungen konnten des zerbrochenen Barometers wegen nur wenig an-

gestellt werden. Der 100 theilige Thermometer zeigte an der Sonne 90, 5, am Schatten 70, 7. Herr Dürlers Puls der im Thale 80 mal in einer Minute schlug, schlug hier 111 mal. Nun berathschlagte man sich, ob man auch noch die Ruseinspitze, welche man in einer halben Stunde erreichen zu können hoffte, besteigen wolle, aber die Zeit drängte und so trat die kleine Gesellschaft nach 1½ stündigen Aufenthalt auf der Kuppe die Rückreise an. Wie beim heraufsteigen musste man von Zeit zu Zeit halt machen, nicht der Ermüdung wegen, sondern um Luft zu schöpfen.

Das Hinuntersteigen war im Allgemeinen weniger beschwerlich, aber an vielen Stellen gefährlicher. Sowohl Herr Dürler als die Führer stürzten mehrere mal in Spalten, wurden aber augenblicklich wieder heraufgezogen. Bei der Schneerose wurde ein günstiger Moment zum Durchgange abgepasst, aber kaum waren die Männer sie passiert, als mit fürchterlichem Geprassel eine Ladung von Eis und Felsstücken herabstürzte, welche die Wanderer in solchen Schrecken setzte, dass sie die aus der Tiefe drohenden Gefahren vergessend, eiligst über Schutt und Schnee dahin flogen, und so um halb 7 Uhr glücklich auf den oberen Sandalp und am folgenden Morgen in Linththal ankamen, wo sie mit Jubel empfangen und von der hintern Linththalbrücke von den Kurgästen begleitet wurden.

So bestanden Herr Dürler und seine wackern Gefährten glücklich eine Bergbesteigung, welche vor ihnen noch Niemanden gelungen war, und sehr wahrscheinlich nicht so bald wiederholt werden wird, da die Gefahren dabei viel grösser sind, als bei Besteigung des Montblanc's. Dürler hatte im Bewusstsein der Gefahren, welchen er entgegen gehe, wie schon angegeben wurde, vorher sein Testament gemacht. Er ahnete nicht, dass er, der muthig dem Schrecken der Gletscherwelt entgegen gegangen und sie glücklich bestanden hatte, um drei Jahre nachher seinen Tod auf einem

Berge zu finden, den Tausende ohne die geringste Gefahr schon erstiegen, und er selbst vielleicht hundertmal besucht hatte. Als sehr rüstiger Fussgänger besuchte Dürler oft erst gegen 5 Uhr Abends den etwa 1 ½ Stunden von der Stadt entfernten erst in diesem Jahre mit einem Hause gezierten Gipfel des Uto oder Uetliberges, wo man eine sehr ausgedehnte Alpen- und Fernaussicht geniesst. Der März dieses Jahres war ausserordentlich trocken, da kalte Nordwinde den ganzen Monat durchweheten und der Reaumursche Thermometer mehrere Morgen auf 6, 7, einmal sogar auf 8 unter 0 zeigte. Die Luft war aber dabei rein und die Aussicht auf dem Berge durchaus ungetrübt. Dürler war daher schon mehrmals hinaufgestiegen. Sonntag den 8. März gegen drei Uhr sagte er zu seiner Mutter, er wolle doch noch auf den Uetli gehen, da es so schön sei, er wisse einen Weg, der ihn schnell wieder zur Stadt bringen werde. Sie warnte ihn, diesen Weg zurückzumachen, da er wegen des Eises gefährlich sein könnte. Er nahm sein kleines Hündchen mit, gelangte glücklich auf den Berg, traf dort mehrere Gesellschaft an, und kehrte erst gegen die Dämmerung mit einigen zurück. An einem steilen Wege, den er eben schon oft gemacht hatte, und wobei er nach Art der Alpenbewohner stellenweise an den Stock gelehnt herunterrutschte, lud er seine Gefährten ein mit ihm zu gehen, allein sie wollten nicht, der eine sagte, er könnte seine Tabakspfeife dabei zerbrechen. Dürler bestand auf seinem Vorhaben und sagte ihnen, er wolle, da er vor ihnen in der Stadt sein werde, auf einem Kaffehaus Quartier bestellen, und ging seinen Weg. Man sah ihn noch eine ziemliche Strecke wohlbehalten hinuntersteigen. Dass er auf das bestimmte Kaffehaus nicht kam, fiel eben nicht auf, allein zu Hause erwartete man ihn vergeblich, und da auch die Nacht verging, ohne dass er kam, so suchte man ihn am Morgen, und fand ihn mit gebrochenem Genick unten am steilen Abhang liegen. Die Stelle oberhalb bildete einen kleinen Eiswall, durch das Zu-

sammentreffen einiger kleinen Bäche hervorgebracht. Wahrscheinlich kam er im schnellen Schusse abwärts auf eine kurze Eisfläche und überstürzte mit aller Gewalt des Falles und des Körpergewichts auf den Kopf, so dass die Halswirbel zerbrochen und den Tod schnell herbeiführten. Sein Hündchen sass traurig auf dem Leichnam und wollte Niemand zulassen. So wohl die Art des Todes eines so geübten Bergsteigers, als die allgemeine Liebe, welche er genoss, setzte alles in Bestürzung, als die Nachricht sich verbreitete. Seine Leiche begleitete eine fast unerhörte Menge zum Grabe, welches nach dem Wunsche seiner Mutter, ungeachtet er katholisch war, auf dem protestantischen Kirchhofe, aber nach dem Gebrauche seiner Glaubensgenossen errichtet wurde. Ohngeachtet er nicht Kantonsbürger war, so war er Zürich mit ganzer Seele zugethan, und hatte sich um das Armenwesen unvergessliche Verdienste erworben. Die antiquarische Gesellschaft, deren Sammlungen sich immer mehr äufnen, hatte ihm sehr viel zu danken und verlor in ihm eines ihrer thätigsten Mitglieder. In unsere Gesellschaft wurde er erst in Basel im Jahr 1838 aufgenommen.

Prof. R. Schinz.

JOANNES HEGETSCHWEILER.

Joannes Hegetschweiler wurde den 14. December 1789 in Rifferschweil, einem zürcherischen Dorfe am südlichen Fusse des Albis geboren, wo sein Vater als sehr beschäftigter, glücklicher Arzt lebte. Als erst geborner Sohn wurde der Knabe zum Arzte bestimmt, um so mehr da seine Vorfahren, so lange sie wenigstens im Kanton Zürich lebten, eine ununterbrochene Reihe von Aerzten bildeten. Bei glücklichen natürlichen Anlagen zeichnete er sich schon in der Primarschule unter seinen Mitschülern aus, so dass der Vater, von der Unerlässlichkeit einer wissenschaftlichen Schulbildung überzeugt, vorzüglich aber auf beständiges Aufmuntern der vortrefflichen Mutter, sich entschloss, kein Opfer zu scheuen den Knaben auf seinen künftigen Beruf mit der so nöthigen wissenschaftlichen Bildung ausstatten zu lassen. Gegenüber der mehr einseitig und fast ausschliesslich für Theologie Studierende berechneten Anstalten der Hauptstadt, und bei der Schwierigkeit Söhne ab der Landschaft in Zürichs Schulen unterzubringen, wurde die damals in raschem Aufblühen begriffene Kantonsschule in Aarau gewählt, wohin Hegetschweiler im Jahr 1804 abging. Hier war es namentlich der treffliche E. A. Evers, der, abhold der damals schon seichten Auffassung und Anwendung Pestallozisicher Prinzipien, so wie dem pedantischen, pedagogischen Schlendrian, in allen Fächern klassische Bildung zum Zielpunkte setzte, und die Kantonsschule, unterstützt von seinen Freunden L. Hold, X. Bronner u. a. auf eine Höhe hob, auf welche damals kaum eine ähnliche Anstalt im Vaterlande stand. — Aus alten

Kräuterbüchern hatte Hegetschweiler schon in seinem elterlichen Hause eine Menge Gewächse kennen gelernt, um so eher zog ihn daher die wissenschaftliche Behandlung der Botanik unter X. Bronner an. Auf Sonntags-Excursionen in den nahen, pflanzenreichen Jura wurde gesammelt und gemeinschaftlich bestimmt. Was über Pflanzenkunde aufgetrieben war, wurde emsig benutzt, excipirt, und manches was nicht gleich angeschafft werden konnte, sogar copirt. Bald waren die botanischen Schätze des Juras, und in den Ferien, die Hegetschweiler immer im elterlichen Hause zubrachte, auch die Pflanzen seiner subalpinen Heimath und der dortigen weit ausgedehnten Torfmoore ausgebeutet. Lüstern richtete er seine Blicke nach den Alpen, namentlich nach dem an botanischen Seltenheiten so reichen Wallis, wohin er mit einigen seiner Freunde (sie sind es treu bis zu seinem Tode geblieben) im Sommer 1808 ging, und reiche Ausbeute gewann; die durch Haller klassisch gewordenen Gegenden in Unterwallis wurden vorzüglich durchsucht, und seit jener Zeit ehrte er in Hallern den grössten schweizerischen Naturforscher. Lebhaft drückt sich in seinem Tagebuche der tiefe Schmerz aus, dass Mutter Natur ihn mit so wenigen Talenten ausgestattet habe, jemals ein so grosses Vorbild erreichen zu können.

Nach vierjährigem Aufenthalte in Aarau ging er an das medicinische Institut nach Zürich, wo er sich vorzüglich mit Botanik, Anatomie und Physiologie beschäfftigte. Die Sammlungen Römers, Dr. Hirzels und der botanische Garten wurden fleissig benutzt, und die Bibliothek der naturforschenden Gesellschaft so wie der genannten Männer bot reichen Stoff zum wissenschaftlichen Studium der Pflanzenkunde dar. Um diese Zeit wurde er zuerst mit P. Usteri bekannt, der den eifrig emporstrebenden Jüngling freundlich unterstützte und auf die wissenschaftliche Richtung, so wie auf Hegetschweilers spätere politische Stellung im Staate den bedeutendsten Einfluss übte.

Nachdem Hegetschweiler sich ein Jahr lang in Zürich aufgehalten, bezog er die Universität Tübingen, deren medicinische Facultät durch die trefflichen Professoren Autenrieth, Kielmeyer, Froriep, Gmelin zu den besten Deutschlands gehörte. Auf seine ärztliche Bildung hatte Autenrieth, auf die naturwissenschaftliche Kielmeyer, auch seine Vorlesungen über Pflanzen-Physiologie den bedeutendsten Einfluss. Mit letzterem stand er während seines dreijährigen Aufenthalts in beständiger freundlicher Verbindung, die auch später noch unterhalten wurde. Seine Inauguraldissertation, die er erst, nach Hause zurückgekehrt, ganz ausarbeitete, zeugt von geübtem Beobachtungsgeiste und Fleiss.

Bald nach rühmlich abgelegtem Staatsexamen, und kaum eingetreten in eine rasch sich vergrössernde ärztliche Praxis, erhielt er von seiner Landesregierung den Ruf als Oberarzt in das von schweizerischen und östreichischen Aerzten gemeinschaftlich besorgte Militärlazareth in Rheinau, in welchem der Lazarethtyphus furchtbar hauste. Schon war sein Freund Dr. Waser in einem andern Lazarethe bei Zürich der Krankheit erlegen; gleiches Schicksal traf den Nachfolger desselben Dr. Hirzel Sohn. Sein Vorfahr Dr. Zwingli konnte nur durch schnelle Entfernung aus dem Lazarethe gerettet werden. Ungeachtet dieser abschreckenden Erfahrungen nahm Hegetschweiler den Ruf an, und wirkte mit grosser Entschlossenheit und furchtloser Hingebung, den Missbräuchen in der Lazarethverwaltung und dem ärztlichen Schlendrian mit glücklichem Erfolge entgegen. Nach kurzer Zeit ergriff aber auch ihn die Krankheit mit voller Heftigkeit. Fast nur mit Gewalt gelang es seinem Freunde Dr. Müller in Eglisau ihn aus dem verpesteten Lazarethe weg, und in sein Haus zu bringen, wo es der treusten Pflege und der geschickten Behandlung gelang, ihn dem Tode nach langem Krankenlager zu entreissen. Er genas zwar vollkommen, doch blieb von dieser Zeit an eine öftere wiederkehrende

Missstimmung und eine Reizbarkeit des Nervensystems, die ihm früher nicht eigen war. Seine Beobachtungen über den Lazarethtyphus sind später gedruckt worden.

Im Jahr 1814 verheirathete er sich mit der Tochter des kurz vorher verstorbenen allgemein geachteten Dr. Bodmers, Sohn des ehrwürdigen Senators Bodmer in Stäfa, und übernahm dessen Praxis, da sein jüngerer Bruder sich ebenfalls dem ärztlichen Berufe zu widmen hatte. Bald hatte er sich als Arzt einen bedeutenden Namen und eine weit ausgedehnte Praxis erworben. In mehreren Abhandlungen legte er seine Ansichten und Erfahrungen der medicinischen Kantonalgesellschaft vor; einige wurden durch die Presse verbreitet, z. B. eine kleine Schrift über das Stachelbergerwasser und die Cholera.

Neben seiner ärztlichen Praxis blieb Botanik seine Hauptbeschäftigung. Mehrmalige Reisen in den Kanton Glarus, Bünden und in die südliche Schweiz, so wie die Verbindung mit schweizerischen und ausländischen Botanikern erweiterten seine Kenntnisse und Sammlungen. Seine Beobachtungen die er theils auf seinen Reisen, theils bei Hause in seinem Garten, in welchem nach und nach eine Menge wie Hieracien, Aconiten, Amentacæen, Calamariæen gezogen wurden, anstellte, führten ihn zu der Ueberzeugung dass äussere Verhältnisse einen mächtigen Einfluss auf die Gestaltung der Pflanzen ausüben, und dass die Nichtbeachtung dieser Thatsache zu endlosen, die Wissenschaft nur verwirrenden Zersplitterungen der ursprünglichen Formen führen müsse, wie dieser in mehreren neuern Werken sonst trefflicher Botaniker zur Schau gelegt war. *Dioide sed impera* war sein Wahlspruch, und darin lag gerade das Eigenthümliche was Hegetschweiler als Botaniker vor vielen andern unterschied, dass er sich zur Hauptaufgabe seines wissenschaftlichen Forschens machte, bestimmte, allgemeine Gesetze aufzufinden, nach welchen äussere Einflüsse auf die

Gestaltung der Pflanzen wirken. Nur die Auffindung solcher Gesetze auf dem Wege treuer Naturbeobachtung macht es möglich einen überall anwendbaren Begriff von Species aufzustellen. Die Durchführung dieser eben nicht lockenden, imensen Arbeit, konnte jedoch nicht das Werk eines einzelnen Mannes sein, dem zudem noch die hierfür eingeraumte Zeit karg zugemessen war. Hegetschweiler legte seine gesammelten Beobachtungen in mehreren Werken vor, und versuchte es in den letzten Jahren seines Lebens, die daraus gezogenen Grundsätze praktisch in seine Flora der Schweiz anzuwenden. Wie weit dies geglückt ist, mögen Botaniker vom Fache entscheiden, jedenfalls aber bleibt hier noch manches zu sichten und zu beobachten übrig.

Siebzehn Jahre lang lebte Hegetschweiler still zurückgezogen in hausslichem Kreise in Stäfa unter seinen Kranken und Pflanzen. Wie oft sehnte er sich nachher im geräuschvollen Zürich in diese stille glückliche Zeit zurück. Die Juli-Revolution in Frankreich ergriff wie ein Fieberschauer das zwar ruhige, aber seit der Restauration sich unbehaglich fühlende Volk im Kanton Zürich, nachdem bereits früher schon bedeutende Stimmen für fortschreitende Entwicklung in unseren Staatseinrichtungen aufregenden Anklang gefunden hatten. Ohne Hegetschweilers Mithülfe kam die Uster-Versammlung zu Stande, aber nicht ohne Usteris Wissen bestieg er die gefährliche Rednerbühne, mit der gleichen Entschlossenheit die ihn im Lazarethe dem Tode nahe brachte, und unter die Kugel des 6. Septembers führte.

Hegetschweilers späteres, einflussreiches Wirken als Mitglied der Regierung und als Präsident mehrerer speciellen Abtheilungen derselben, gehört nicht in den Kreis dieser Blätter, und noch sind die Acten über die jüngsten Ereignisse in diesem Kantone nicht so weit geschlossen, dass mit Sicherheit über die Handlungsweise Einzelner ein unbefangenes Urtheil möglich wäre. Aber das darf gesagt

werden, dass Hegetschweiler, seinen früheren Grundsätzen getreu, eifriger Republikaner bis an seinen Tod blieb, obschon er in letzter Zeit, manigfaltig gereizt und missstimmt, vielleicht mit zu grosser Aengstlichkeit, weniger dem rücksichtslosen Fortschreiten, als der Erhaltung des bereits Geschaffenen huldigte. Er starb den 9. Sept. 1839 in Folge einer Schlusswunde die er am 6. September gerade in dem Augenblicke erhielt, als er mit dem Befehle zur Einstellung der Feindseligkeiten sich zwischen die kämpfenden Parteien stürzte.

Seine botanische Sammlung, die namentlich reich an Formen schweizerischer Pflanzenarten ist, wurde von der Regierung in Zürich angekauft, und im neuen botanischen Garten, zur öffentlichen Benuzung aufgestellt.

Ein unsterbliches Denkmal von Hegetschweilers naturhistorischer Thätigkeit ist die Stiftung dieses neuen botanischen Gartens. Der schon im Jahre 1747 bestehende, von der naturforschenden Gesellschaft angelegte und erhaltene war von der Stadt zu entfernt. Bei Errichtung der Hochschule glaubte man denselben an einem gelegenern Orte versetzen und zugleich erweitern zu müssen. Der Erziehungsrath trat dafür in Unterhandlung mit der Gesellschaft, und so wurde der gegenwärtige botanische Garten angelegt den vielleicht kein anderer übertrifft, diess geschah hauptsächlich durch Hegetschweilers Rath, Antrieb und Bemühungen. Hatte der Mann einen Gedanken je erfasst, der ihn zu einem guten Zwecke zu führen schien, so scheute er keine Opfer, und schritt ohne Menschenscheu demselben rastlos entgegen. So trat er am Tage von Uster auf, um die Rechte des Volkes erstreben zu helfen, aber zugleich um dasselbe in den gehörigen Schranken fest zu halten.

Hegetschweiler starb, wie sein Freund und Lehrer Usteri, den Tod fürs Vaterland. Dieser zwar im Amte nach vollendeter Arbeit der auch jetzt bestehenden Verfassung, aber

erschöpft durch eben diese Anstrengung für das Wohl des Landes. Hegetschweiler besiegelte seine Vaterlandsliebe durch seine Bemühungen die entstandene Aufregung zu stillen und die Gemüther auf die Bahn der Mässigung zu bringen. Er stürzte sich mitten in die bewaffnete Menge um dem Blutvergiessen ein Ende zu machen, und erhielt den Tod zum Lohn. Den 6. September wurde er tödlich am Kopfe durch einen Schuss verwundet und den 9. starb er.

Hegetschweilers gedruckte botanische Arbeiten sind folgende :

Dissert. inaug. botanica sistens descriptionem Scitaminum nonullorum nec non Glycines heterocarpæ. Turici 1812.

Suteri Flora Helvetica edit. altera. Vol. II. Turici 1822.

Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Bünden in den Jahren 1819, 20 und 22 nebst einem botan. Anhang und Zeichnungen. Zürich 1825.

Versuch über die helv. Kubusarten nebst Bemerkungen über Speciesbildung im Allgemeinen. Abgedruckt in den Druckschriften der allg. schw. Gesch. für Naturwissensch. I. Band, 1. Abth. Zürich 1829.

Die Giftpflanzen der Schweiz mit Zeichnungen v. Labram. Zürich 1830.

Beiträge zu einer kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen v. Labram. Zürich 1824 — 30. 80 Hefte.

Die Flora der Schweiz. Zürich 1838 — 40, vollendet bis zur XXI Klasse. Den Schluss hat H. Prof. Dr. Heer besorgt und als Vorwort eine Biographie des Verfassers beigedruckt.

Hg.

3.

CHARLES-HENRI ALLAMAND.

Né le 28 Février 1776, mort le 1er Mai 1840.

La carrière des hommes n'est pas toujours appréciable par les travaux qu'il en reste. Si les uns peuvent dépenser à de longues études et à de savantes recherches une bonne partie de leur temps et de leur fortune, il en est d'autres dont tous les instans de la vie sont réclamés par les exigences de leur état et employés aux détails d'une vocation plus ou moins noble et utile. Les premiers ont pour eux le bonheur de la science et la gloire, les autres ont en récompense de leurs pénibles travaux la conscience de leur valeur et les bénédictions de ceux qui les entourent. Cette dernière part a été celle du docteur Allamand. Fils d'un simple cultivateur, élevé par les soins d'un oncle savant médecin, il se voua de bonne heure à l'étude de la médecine et de la chirurgie, fréquenta les cours des meilleurs professeurs de l'époque et dès l'âge de 23 ans commença une laborieuse carrière que la mort seule a terminée. Fixé d'abord au Val-de-Rux et bientôt après à Fleurier, il est resté pendant près de quarante années le seul médecin de Val-Travers, et pendant ce long espace de temps, son infatigable activité a suffi à tous les besoins de sa nombreuse clientelle. Toujours à pied, appelé sans cesse dans toutes les parties de la vallée, il faisait la nuit comme le jour des courses longues et pénibles, pour porter à ceux qui l'attendaient, ou les secours de sa science, ou les conseils de ses lumières, ou les consolations de sa bienveillante charité. Aussi était-il pour

beaucoup une vraie providence ; car dans le rayon de ses travaux, il n'est guère de chaumière qu'il n'ait plusieurs fois visitée.

Cependant ce n'est pas comme médecin distingué seulement qu'il avait été admis d'abord au nombre des membres de la Société des sciences naturelles de Neuchâtel, et plus tard, en 1837, nommé membre de la Société helvétique. Econome de son temps, donnant tous ses momens de loisir aux sciences, il avait d'abord étudié la physique et publié dans divers journaux des recherches fort intéressantes sur la météorologie. Il écrivit ensuite trois volumes de statistique sur les trois juridictions du Val-Travers. Les ouvrages couronnés par la société d'émulation patriotique du canton de Neuchâtel, d'un style élégant et simple, pleins d'observations fines et de détails instructifs, portent le cachet de cette bienveillance extrême qui distinguait surtout son caractère. Si les recherches d'histoire naturelle n'y sont pas fort étendues, en échange, l'histoire et le développement de nos institutions, les résultats obtenus, les améliorations possibles, les mœurs des habitans, tout ce qui peut faire bien connaître une population s'y trouve exprimé avec tant de charme, qu'on gagne à la lecture de ces livres, avec beaucoup d'instruction, un plaisir rarement goûté dans l'étude d'ouvrages de ce genre. Il reste encore du docteur Allamand une petite brochure sur les résultats de l'abus des liqueurs fortes. Les quelques pages écrites avec tout l'entraînement de la conviction et de la plus sincère philantropie méritent trop d'attention pour qu'il soit permis de les oublier. L'auteur n'attachait pas une bien grande importance à cet opuscule, qu'il avait écrit il y a longtemps déjà. Peu de temps avant sa mort seulement, ce petit ouvrage a été publié et répandu par une société de tempérance, comme le meilleur livre à opposer aux progrès toujours croissans de l'ivrognerie.

Il est à regretter que cet homme distingué surtout par la

finesse et le tact de ses observations, n'ait presque rien écrit sur l'histoire naturelle. Sans avoir pu s'attacher à une branche particulière de cette science, il rapportait cependant toujours de ses courses quelque chose de rare et d'intéressant : une fleur, une pierre, un insecte, quelque observation piquante et nouvelle. C'est ainsi qu'il avait recueilli sur les mœurs des animaux plusieurs notes, dont l'une, sur les fourmis, a été publiée dans le premier volume de nos annales neuchâteloises.

Mais ce qu'était le docteur Allamand dans l'intimité de sa famille, ce qu'était son ame fortement trempée et ennoblie encore par le malheur, ce qu'il y avait d'intéressant et de profond dans ses causeries toujours spirituelles et animées, c'est ce que savent seulement ses nombreux amis. Il en est peu d'entre vous, Messieurs ses collègues, qui aient pu le connaître et l'apprécier. Il n'a jamais assisté à nos réunions scientifiques. Au moment où il se préparait à le faire et où il jouissait d'avance du bonheur de voir de près des hommes qu'il honorait et aimait sincèrement, il a éprouvé les premières atteintes de la longue maladie qui a terminé ses jours. Vous pardonnerez cependant, j'en suis sûr, ces quelques paroles à la louange d'un ami, et nul de vous ne lui enviera sa part de gloire, de cette gloire qu'il a si bien méritée par ses talens et ses travaux et qu'il a sanctifiée par ses vertus.

Léo Lesquereux.

PIERRE WICHT.

M. le notaire Wicht, de Fribourg et de Montévraz dans la paroisse de Praroman, est né en Février 1802. Il a fait ses études au collége de Fribourg, puis à l'abbaye de Rheinau et ensuite à l'université de Fribourg en Brisgau. A son retour il a été reçu notaire, puis en 1831 nommé greffier du tribunal inférieur. Dans son ménage il s'est toujours montré bon mari et bon père, et ses amis l'ont trouvé obligeant et fidèle. En sa qualité de notaire et de greffier il alliait à un degré supérieur l'intelligence, l'intégrité et l'exactitude. C'est le témoignage que lui a rendu le public avec une unanimité bien rare, après sa mort comme durant sa vie. Il était aussi membre de l'administration pour l'assurance du mobilier. Son zèle dans cette partie lui a mérité une médaille de la part de la compagnie, ainsi que le suffrage de tous ceux dont il a eu à s'occuper en cette qualité.

Ce n'est qu'en 1839, dans la session de Berne, qu'il a été proclamé membre de la Société helvétique des sciences naturelles. Il avait choisi pour étude spéciale la minéralogie et la géologie, espérant d'avoir le temps d'apporter aussi son tribut dans le trésor commun. Une maladie de poitrine en a décidé autrement. Il a été enlevé à sa famille, au public fribourgeois et à sa patrie suisse le 7 Juin 1840, âgé seulement de 38 ans.

Have pia anima!

G. G.